

Stefan-Ludwig Hoffmann: Geselligkeit und Demokratie. Vereine und zivile Gesellschaft im transnationalen Vergleich 1750–1914 (Synthesen. Probleme europäischer Geschichte, Band 1), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2003, 144 S.

Der Autor ist bereits mit einer Dissertation über *Die Politik der Geselligkeit. Freimaurerlogen in der deutschen Bürgergesellschaft 1840–1918* (Göttingen 2000) hervorgetreten, für die er den Hedwig-Hintze-Preis des VHHD 2002 erhalten hat. Jene Arbeit war noch archivorientiert. Diese will, davon eher abgehoben, einen Vergleich der sozialen Praxis geselliger Vereine der USA, Großbritanniens, Frankreichs, der deutschen Staaten einschließlich Österreich-Ungarns und schließlich Rußlands vorlegen, und dies alles von der Mitte des 18. bis zum 20. Jh. Unterteilt wird das in Epochen.

Ausgangspunkt der Überlegungen Hoffmanns ist Tocquevilles Buch über die Demokratie in Amerika. Danach zerstört die Demokratie die hergebrachten „natürlichen“ Bindungen zwischen den Menschen und atomisiert diese. Bestenfalls die Familie bleibe bestehen. Darüber erhebe sich eine anonyme, bevormundende und perspektivisch tyrannische Macht des Staates und seiner Verwaltung. Die Geselligkeit in allen ihren Formen diene dazu, die von der Demokratie zersetzten menschlichen Beziehungen wieder neu aufzubauen. Es handelt sich also um eine synthetische Selbstorganisation der Gesellschaft.

Im Anschluß an Philip Nord geht Hoffmann weiterhin davon aus, daß es von Boston bis St. Petersburg eine *Civil society before Democracy* gegeben ha-

be, eine Bürgergesellschaft durch Geselligkeit als „Teil eines gemeineuropäisch-transatlantischen Diskurses und daran gebundener sozialer Praktiken“. (12) NB: Es ist der Diskurs, der soziale Praktiken an sich bindet, wenn nicht gar schafft. Wie Nord unterteilt Hoffmann das Ganze in vier Phasen: die Hochzeit der europäischen Aufklärung, das „goldene Zeitalter“ der bürgerlichen Vereine ca. 1820–1849, eine Phase der Liberalisierung, Nationalisierung und sozialen Demokratisierung der Vereine ca. 1860–1880, eine Phase höchster Verbreitung, Verdichtung und Differenzierung bis 1914. Darüber hinaus geht es Hoffmann um die Frage nach der „Bedeutung zivilgesellschaftlicher Traditionen in Staaten, die nicht als bürgerliche Gesellschaften verfaßt waren“. (16) Vereinswesen wird also als zivilgesellschaftliche (oder bürgerschaftliche) Veranstaltung verstanden, und Staaten sind gesellschaftlich verfaßt – was man sich auf der Zunge zergehen lassen muß –, aber eben nicht alle sind es zivilgesellschaftlich. *Bürgerlich* wird hier als *civil* ohne Blick auf das Bürgertum als Klasse verstanden. Und schließlich fragt Hoffmann nach den Vereinen als Schulen der Demokratie, und zwar durch die in ihnen herrschenden Statuten und Regeln. Nicht zuletzt spielt zumindest in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s auch der Nationalismus in diesen Komplex hinein. Das ist das systematisch-begriffliche Raster. Und dann geht die Reise los, von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg und mit einem Ausblick ins 20. Jh. Dazu zieht Hoffmann die einschlägige Literatur der einzelnen Länder heran, die, wie er selbst einräumt, von unterschiedlichen Fragestellungen ausgeht, unterschiedliche Ziele verfolgt und vor allem unter-

schiedlich quellengestützt ist. Bei einem solch großen Bogen in einem kleinen Band stecken die Teufel in den Details. Um nur den ersten und vergleichsweise am besten erforschten Teil über die Aufklärungssozialibilität zu nehmen: Hier nützt Tocqueville wenig, weil es um ein Assoziationswesen in einer nichtdemokratischen Gesellschaft geht. Es wird als „staatsnah“ beschrieben, vermutlich weil auch Vertreter der Verwaltung und des Adels daran teilnehmen. Hoffmann versucht, praktisch alle Forschungspositionen miteinander zu versöhnen, mit Ausnahme der Verschwörungstheorien. Man findet alles wieder – moralische Internationale, Grenzüberschreitung in jeder Hinsicht, Reformutopien, praktische individuelle Vorteile, keine/doch eine protodemokratische Schule. Fluchtpunkt bleibt die Konzeption der Zivilgesellschaft der „neueren Forschung“. Nur findet sich keine einzige Überlegung darüber, warum diese Männer das alles eigentlich veranstalten. Sicherlich, es sind viele, aber bezogen auf die lokale und regionale Bevölkerung handelt es sich nur um eine schmale Schicht, die sich wechselseitig als Elite anerkennt. Das Problem besteht hier und auch weiterhin in dem Versuch, recht disparate Literatur unter einem gemeinsamen Hut zu arrangieren, der von vornherein unhinterfragt feststand – den der bürgergesellschaftlichen Diskurse und Praktiken.

Das Resultat der Arbeit überrascht nicht: Verallgemeinerung der geselligen Vereine, ihre Demokratisierung, ihre Politisierung. Das Spiel von Inklusion/Exklusion von Eliten/Nichteliten wird schließlich in allen gesellschaftlichen Schichten bis in ihre letzten und feinsten lokalen Verästelungen hinein durchgeführt. Von der utopischen Per-

spektive bleibt nicht mehr viel übrig, am ehesten wohl noch in der Sozialdemokratie. Die Demokratie wird weiterhin unter dem Vorzeichen des „als ob“ praktiziert. Das wurde von Simmel bis Nipperdey und anderen bereits ausgeführt. Die dargelegten Arbeitsperspektiven bleiben spekulativ vage und abstrakt. Unter dem abschließenden Kapitel „Grundlinien der Forschung“ wird alles Mögliche an Theorien verhandelt, nur ein Desiderat fehlt: ein Meer an notwendiger Quellenforschung und Quellenkreuzung.

Bei Hoffmann geht es um Männer und Frauen, die in geselliger Assoziations Ziele und Zwecke verfolgen, die sie aus objektiven Umständen nicht alle erreichen. Sachlich war die sozialhistorische Forschung schon insofern weiter, als sie die Assoziationen als *faits sociaux* in der Definition Durkheims behandelte. Hoffmann sieht nur das protodemokratische Tun, doch das Rituelle und geradezu Pathologische daran entgeht ihm ebenso wie das Verhältnis oder die Spannung dieser Elitenpraxis zu Generation, Familie, Sexualität, Konfession, Geschäft und Karriere.

Man kann sich seine Begrifflichkeit nicht leichtfüßig selbst schmieden, ohne auf die klassische Begriffs-, Theorie- und Politikgeschichte Rücksicht zu nehmen. Das zerstört jegliche Kommunikationsgrundlagen und historische Referenzen. Vielleicht ist das postmodernistisch auch so gewollt. Jedenfalls herrscht jetzt totale begriffliche Konfusion: Wir haben die *societas civilis*, *civil society*, *société civile*, *bürgerliche Gesellschaft* der Frühen Neuzeit bis zur Französischen Revolution, dann die Hegelsche und Marxsche, der schottisch-englischen Konzeption nahestehende *bürgerliche Gesellschaft*, dann

die der jungen Soziologie – Durkheim und Weber, aber auch Cochin –, weiterhin das von Habermas wärmstens begrüßte Konzept *civil society* der amerikanischen Politologie, das vor ein paar Jahren in Berlin modifiziert als *Zivilgesellschaft* adaptiert wurde, und nun die *Bürgergesellschaft* des Autors. Die Begrifflichkeit der Frühen Neuzeit und noch Hegels, Marxens, Simmels, Durkheims und Webers ist sachlich sehr präzise, die unserer unmittelbaren Gegenwart ausdrücklich nicht historisch-analytisch, sondern ein modisches, zukunftsgerichtetes politisches Programm einer Selbstorganisation von Gesellschaft, das noch lange nicht zur Quellenarbeit gefunden hat und dies wohl auch zu meiden sucht.

Fred E. Schrader

Ute Frevert (Hrsg.): Vertrauen. Historische Annäherungen, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2003, 420 S.

Vertrauen ist ein vielbeachteter Forschungsgegenstand: Geistes- und vor allem sozialwissenschaftliche Literatur haben sich Vertrauen in den vergangenen Jahren verstärkt gewidmet – beispielhaft zu nennen sind die theoretischen Beiträge von Barbara Misztal (1996), Piotr Sztompka (1999) sowie Shmuel Eisenstadt (1995) oder die Übersichtsbände von Martin Hartmann und Claus Offe (2001) oder Martin Endress (2002). Bislang jedoch finden sich nur wenige historische Veröffentlichungen zu diesem durchaus nicht ahistorischen Thema – eine Lücke, die zu füllen der von Ute Frevert herausgegebene Sammelband angetreten ist. Ihm zugrunde liegen Arbeiten eines For-

schungsprojektes, das Frevert – Professorin für Deutsche Geschichte an der Yale University – mit Mitteln ihres Leibniz-Preises von 1998 realisiert hat.

In dem Band finden sich, chronologisch vom Mittelalter bis zur Gegenwart fortschreitend, eine Reihe inhaltlich und methodisch heterogener, aber durchweg relevanter und interessanter Fallstudien, die die Rolle von Vertrauen in politischen, ökonomischen, militärischen, wissenschaftlichen u. a. Kontexten zu ergründen versuchen. An Beispielen wie der Gelehrtenkorrespondenz in der Frühen Neuzeit (*Franz Mauelshagen*), urbaner Migration im deutschen Kaiserreich (*Bettina Hitzer*), der Entwicklung des deutschen Waffenrechts als Vertrauensindikator zwischen Regierung und Bevölkerung (*Dagmar Ellerbrock*) oder den deutsch-französischen Beziehungen nach 1945 (*Gesa Bluhm*) werden hier Existenz und Rolle des Vertrauens und des Vertrauensdiskurses in konkreten historischen Situationen beschrieben.

Zusammengehalten wird der Band durch eine vorangestellte historische, vor allem begriffshistorische „Spurensuche“ Freverts, in der sie die sich verändernde Verwendung des Vertrauensbegriffs und seiner Bedeutungshöfe verfolgt. Zudem stellt sie basale Typologien des Gegenstandes vor: Frevert unterscheidet einerseits politisches Vertrauen zwischen Staatsführung und Bürgern von horizontalem „Bürgervertrauen“ (S. 20 ff.), andererseits Nahvertrauen in Familie, Militärkameraden usw. von Vertrauen in Institutionen und Experten (S. 48 ff.). Entlang dieser Dimensionen synthetisiert sie auch die folgenden Beiträge. Als zusätzliche Klammer um den Band dienen Dorothea Welteckes „Methodische Überle-